In Afrika hinein

Jedes Heft ist abgeschlossen

von Karl Fricke

Preis 20 Pf.

Deutsche Jugendbücherei

Nr. 84. Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig.

B II, 14-84 (1913)
KJA

Deutsche Jugendbücherei
Herausgegeben von den Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften und vom Dürerbunde

In Afrika hinein!

Von

Karl Fricke

Reiseerinnerungen eines jungen Hamburger Kaufmanns

Umschlagzeichnung von Ludwig Berwald.
Nr. 84
Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig

22 A 14379

Der Verfasser dieser Reisebriefe, ein junger Hamburger Kaufmann, wurde von seiner Firma nach Blantyre in Britisch-Zentral-Afrika gesandt. Blantyre ist die Hauptstadt des Schire-Hochlandes. Dieses Hochland liegt am linken Ufer des Schire-Flusses, der den Njassa-See mit dem Sambesi verbindet.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK BERLIN

I. Vor dem Sambesi-Delta.

Wir haben Mozambique verlassen. Noch vor Anbruch der Nacht; denn unser vorsichtiger Kapitän traut dem portugiesischen Lotsen nicht, zumal die Betonnung*) der gefährlichen Einfahrt in die Reede von Mozambique nicht auf der Höhe der Zeit steht. Als wir glücklich heraus sind, setzt unser Dampfer „Herzog" der Deutsch-Ostafrika-Linie den Kurs Südwest auf die Sambesimündung zu. Majestätisch durchfurcht das Schiff die azurblauen Wellen des Indischen Ozeans. Am übernächsten Tage färbt sich das Wasser: schmutziglehmig, das Meer weithin färbend, ergießt der mächtige Sambesi seine gewaltigen Wassermassen in vielen Armen in den weiten Ozean. Unser tapferes Schiff, das sich auf der langen Seefahrt vorzüglich bewährt hat, fängt an, die Nähe des Sambesi und der Küste zu spüren. Es rollt und schlingert stark in der gewaltigen Dünung.

Langsam kommt die Küste in Sicht, ein langgestreckter, flacher Streifen, ohne jede Erhebung. Weit draußen, ungefähr acht Seemeilen von der Küste entfernt, werfen wir Anker; denn dem Sambesi sind weite, flache Sandbänke vorgelagert, die der tiefgehende Ozeandampfer nicht passieren kann. Die Verbindung mit der Küste wird durch die beiden kleinen Dampfer „Kadett" und „Adjutant" hergestellt. Wird ein großer Ozeandampfer der Deutsch-Ostafrika-

*) Bezeichnung des Fahrwassers durch Tonnen und Bojen.

PREUSSISCHER STAATS-BIBLIOTHEK ZU BERLIN KULTURBESITZ

Linie vor Chinde an der Sambesimündung erwartet, so verläßt gewöhnlich, nachdem man den Dampfer von der Warte auf dem Leuchtturm erkannt hat, einer dieser beiden flachgehenden, ohne Kiel gebauten Dampfer mit der höchsten Flut den schützenden Hafen, um über die „Barre" zu setzen und die Post und die Passagiere abzuholen.

Doch wir haben Pech. Wir haben mittags Anker geworfen und erwarten vergeblich den Küstendampfer, der uns am Nachmittage desselben Tages abholen soll. Woge auf Woge rollt vom Ozeandampfer dem flachen Strande zu. Unmutig zerrt unser Dampfer an seinem Anker; der Riese schüttelt sich vor Ungeduld, und die Wogen werfen ihn von einer Seite auf die andere. Alles Geschirr muß auf den Tischen festgemacht werden. An ein Ruhen ist nicht zu denken. Auch am Abend ist unser kleiner „Kadett" noch nicht in Sicht. Wir begeben uns zur Ruhe, doch der Schlaf will nicht kommen. Das Tänzeln des Schiffes in der Dünung und der bevorstehende Abschied nehmen all unser Denken in Anspruch. Auch frühmorgens halten wir vergeblich Ausschau nach unserm „Kadett". Alles wird ungeduldig. Endlich wird unser Ausharren belohnt. Gegen Mittag erscheint eine kleine Rauchwolke am Horizonte; sie kommt näher und näher, und endlich liegt der tapfere kleine Dampfer längsseits unseres Schiffes. Es ist nicht leicht, den ungestümen Kleinen an dem vornehm reservierten Großen zu befestigen. Schwerfällig schlingert unser Ozeandampfer vor seinem Anker von der einen Seite auf die andere, leicht und übermütig tänzelt der kleine Küstendampfer auf den bewegten Wogen auf und nieder. Bald ist er in der Höhe unserer Reling, bald befindet er sich tief unter uns.

Zuerst wird die Post übergeladen. An dem Ladebaum unseres Dampfers hängt ein von dem Küstendampfer mitgebrachter langer, runder Korb, der an der Seite mit einer Tür versehen ist. In diesen Korb werden die vielen Postsäcke geworfen. Ein Signal der Bootsmannspfeife ertönt, und heidi, geht der Korb in die Höhe und wird behutsam auf den kleinen Dampfer niedergelassen. Die Postsäcke werden herausgenommen, und der Korb geht denselben Weg auf unser Schiff zurück. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als der Schiffsoffizier nun die scheidenden Passagiere ersucht, sich auch in diesen Korb zu begeben. Muntere Weisen unserer Stewardkapelle ermutigen zu diesem Wagnis. Eine Dame kreischt auf. Zu vieren werden wir in den Korb gepfercht. Schwindelnd schauen

wir durch die offengelassenen „Fenster“ dieses Korbes; aber wir haben keine Zeit, über unsere ungewohnte „hohe“ Lage am Ladebaum nachzudenken — schon geht es wieder in die Tiefe. Ein freundlicher Schiffsoffizier öffnet mit liebenswürdigem Lächeln die von außen verriegelte Tür unseres Korbes. Also auch das war überstanden. Kreideweiße Gesichter gewinnen bald ihre Farbe wieder.

Allmählich sind alle Chinde-Passagiere in der geschilderten Weise vom kleinen Dampfer übernommen. Die Kapitäne, die sich sonst zu besuchen pflegen, rufen sich Abschiedsworte zu; denn zu dieser Zeit sind Besuche nicht erlaubt, da in Chinde die Pest herrscht. - - Ein Tuten des mächtigen Ozeandampfers, dessen Schiffsschrauben das Wasser aufzuwirbeln beginnen. Das Rasseln der Ankerwinde wird übertönt durch die Abschiedsweisen der Stewardkapelle. Noch ein Tücherschwenken, und allmählich verschwindet der Dampfer am Horizont, um seine Rundreise um Afrika fortzusetzen. Mit ihm entschwindet das letzte Stück der Heimat, des Vaterlandes. Vorwärts heißt jetzt die Losung. Hinein in den dunkeln Erdteil!

Die Flut ist im Abebben begriffen, und es ist die höchste Zeit, wenn es uns gelingen soll, noch mit dieser Tide*) über die tückischen Sandbänke hinwegzukommen. Wir passieren eine gelbrote Boje. Sie soll zur Ansteuerung für die Ozeandampfer dienen, doch ist sie so klein, daß unser Kapitän sie nicht finden konnte und daher einige Seemeilen weiter draußen ankerte. Später hat der Kapitän des Küstendampfers eine alte Petroleumkanne mit einem Besen auf der Boje befestigt, um den Portugiesen die Mühe zu ersparen, für ein weithin sichtbares Seezeichen zu sorgen!

Nun steuern wir einer Landmarke zu — bums — stoßen wir mit dem flachen Boden unseres Dampfers auf den Sand. Eine Ozeanwelle nimmt uns hoch und setzt uns unsanft ein weiteres Stück auf die Sandbank hinauf. Der Kapitän wartet die nächste Welle ab, die Maschine läuft rückwärts, und mit einer günstigen Welle setzen wir über die Sandbank hinweg. Noch mehrere Male müssen wir solchen Anlauf nehmen. Aber es schadet unserm Dampfer nicht, denn er ist ja für diesen Zweck gebaut. Wir stehen bei dem Kapitän auf dem Brückendeck, da eine andere Unterkunft für die Passagiere nicht vorhanden ist. Der Kapitän gibt so ruhig und sicher seine Befehle, daß auch der Zaghafteste auf dem kleinen Küstendampfer von Schleppergröße sich sicher fühlt. Endlich sind

*) Flut.

die Sandbänke hinter uns; der Kapitän hat Zeit, mit den Passagieren zu reden und bietet uns ein Frühstück an, das auch den „Mutigsten“ versöhnt mit der Tatsache, daß wir auf dieser Nußschale den Wogen des Ozeans preisgegeben sind.

In einem großen Bogen fahren wir in den Hafen von Chinde ein, vorbei an den gefährlichen Sandbänken, auf denen einsam aus dem Wasser ragende Masten von gestrandeten Schiffen erzählen. Im Hafen liegen mehrere Seedampfer, die die Barre passiert haben, und außerdem eine Anzahl Hinterrad-Flußdampfer, die uns weiter ins Innere fahren sollen. Wir verabschieden uns von dem freundlichen Kapitän — eine kleine Bootsfahrt, und auf dem Rücken der Neger werden wir ans Land getragen. In Chinde herrschen Pest, Malaria und Schwarzwasserfieber. Wir haben daher keine Lust, uns weiter umzusehen, zumal Chinde ganz auf Sand erbaut ist, in den man beim Gehen oft bis an die Knöchel einsinkt.

Wir schlafen nur eine Nacht in Chinde. Das mit Karbol vermischte Waschwasser und das zerrissene Moskitonetz des Hotels mahnen uns zur Eile. Am andern Mittag können wir uns auf einem Hinterrad-Flußdampfer einschiffen, der uns unserer neuen Heimat zuführen soll.

II. Auf dem Sambesi und Schire-Fluß.

Wir sind froh, so schnell günstige Gelegenheit gefunden zu haben, das im Delta des Sambesi gelegene Chinde verlassen zu können, herrschen doch hier bei unserer Ankunft Pest und Malaria; mehrere Europäer liegen am Schwarzwasserfieber danieder. Wir nehmen Passage auf dem Hinterrad-Flußdampfer „Milleped“ der Britisch Central Afrika Company, Limited. Unser Billett lautet von Chinde nach Blantyre, der Handelsmetropole des britischen Protektorats. 8 Pfund Sterling*) müssen wir für die Passage einschließlich Verpflegung entrichten. Gegen Mittag schiffen wir uns ein; ein von schmucken Bootsjungen gerudertes Boot nimmt uns an der „Combe“ in Empfang und bringt uns auf den erregten Wellen des Sambesiarmes an unsern auf- und abschaukelnden Hinterraddampfer, auf dem der weiße Kapitän, ein Engländer, uns Passagiere freundlich empfängt und uns unsere Kabinen anweist. Es ist eine kleine Gesellschaft, die sich bereits von dem großen Ozeandampfer her kennt und dasselbe Reiseziel hat. Zwei englische Offi-

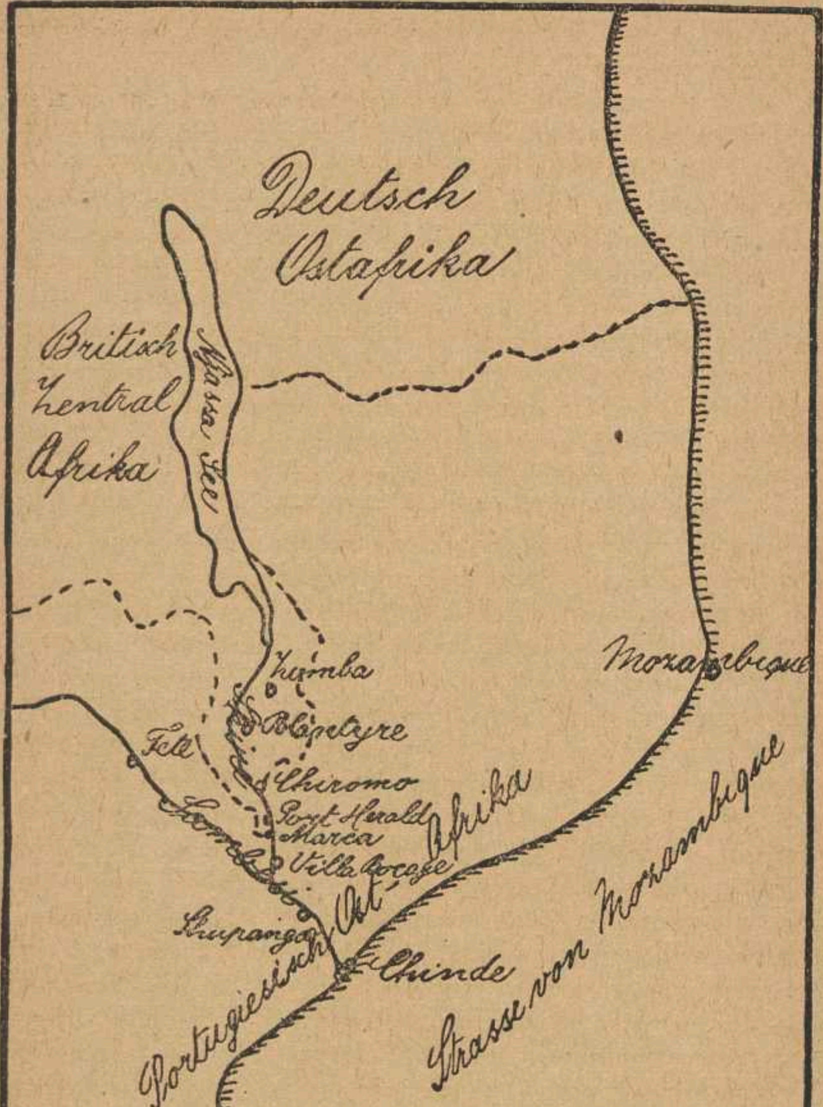
*) Etwa 160 Mark.

ziere, eine Familie mit einem Baby und ich haben die Flußfahrt zusammen zu machen.

Bald kommen auch die zwei Leichter längsseits und werden mit kräftigen Stricken an unserm Dampfer vertaut. Die Flüsse sind nämlich fast das ganze Jahr hindurch sehr flach. Die Flußdampfer haben daher nur einen Tiefgang von zwei bis drei engl. Fuß. Sie können selbst keine Güter mitnehmen; diese werden in Leichtern verladen, die zu beiden Seiten des Dampfers mitgeschleppt werden. Ein Dampfer kann auf diese Weise während der Regenzeit, wo die Flüsse bedeutend anschwellen, wohl 100—200 Tonnen, während der Trockenzeit aber nur 50—100 Tonnen Gewicht mitnehmen. Auf dem Dampfer finden wir uns schnell zurecht. Vorn im Schiff sind die offenen Dampfkessel, die mit Holz gefeuert werden; die eigentliche Dampfmaschine befindet sich hinten am Heck, von wo aus das mächtige Heckrad bewegt wird. In der Mitte des Schiffes liegen die Kabinen und das Badezimmer, auf dem Oberdeck die Staats- und Kapitänskabine und der Speisesalon. Drei sich ablösende Neger bedienen das Steuerrad, während der Kapitän, der einzige Weiße der Mannschaft, hin und wieder seine Befehle in der Negersprache erteilt. Aber auch die Maschine wird von ihm kontrolliert, da die Schwarzen wenig zuverlässig sind.

Kurz vor uns fährt ein Flußdampfer der bedeutenden African Lakes Corporation, Limited, ab, der die gleiche Route einzuschlagen hat. „Auf Wiedersehen in Zentralafrika" ruft man uns neckend zu. Aber unser Kapitän lacht, weiß er doch, daß wir die andern bald einholen werden. Ein Signal mit der Dampfpfeife ertönt; der Agent der Dampfschiffahrts-Gesellschaft und die Neger der Chinde-Station verlassen unser Schiff, nachdem eine Anzahl Schwarzer sich auf den beiden Leichtern niedergelassen und häuslich eingerichtet haben. Sie sind „bewaffnet" mit langen, starken Bambusstöcken. Holz liegt aufgeschichtet auf den Leichtern. Das Heckrad wirbelt die Wassermassen auf. Unser Dampfer dreht seinen Bug dem Innern Afrikas zu. Wir nehmen freudigen Abschied von dem heißen, ungesunden Chinde und fahren den engen Chindearm des Sambesideltas aufwärts.

In schlangenartigen Windungen führt der Chindearm die Wasser des Sambesi dem Ozean zu. Die Ufer sind von düsteren Mangrovenwäldern umsäumt. Hin und wieder erblicken wir uns zur Seite den vor uns abgegangenen Dampfer. Aber er ist weit voraus, hat er doch schon eine Anzahl Windungen vor uns passiert. Dann



Deutsch Ostafrika
Britisch Zentral Afrika
Nyassa See
Zomba
Blantyre
Chiromo
Port Herald
Marca
Villa Bocage
Chupanga
Chinde
Mozambique
Portugiesisch Ost-Afrika
Strasse von Mozambique

stoppt unser Schiff. Wir befinden uns an einer Ausgabestelle für Feuerholz. In langen Reihen ist das von Negern geschlagene Holz am Ufer aufgeschichtet. Kubikyardweise wird das Holz von unsern Bedienungsmannschaften auf die Leichter geworfen, um für diesen Tag das Material zum Heizen der Kessel abzugeben. Der Kapitän gibt dem Aufseher des Holzplatzes eine Bescheinigung für das empfangene Heizmaterial, die seiner Gesellschaft später zur Zahlung präsentiert wird. Die herrlichen Szenerien nehmen unser Auge vollständig gefangen. Schauen und immer wieder schauen. Hier wird das Ufer mit den Mangrovenwurzeln unterbrochen von kleinen Inselchen, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Pelikane und Reiher sitzen auf diesen Inseln, ohne daß sie irgendwelche Notiz von unserm Dampfer nehmen. Myriaden von Moskitos beanspruchen ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. Mit Mühe nur können wir uns ihrer erwehren. Marabustörche sitzen auf einigen besonders hohen Akazienbäumen, mit mächtigen Flügelschlägen flüchten sie bei unserer Annäherung von ihrem hohen Sitz. Hin und wieder gestatten uns Lichtungen in der dichten Böschung des Ufers einen Ausblick auf weite Grasebenen, in denen sich zahlreiche Antilopen, zumeist Wasser- und Riedböcke, tummeln.

Für den Kapitän ist dieser Teil der Fahrt sehr unangenehm. Er läuft immer und immer wieder Gefahr, mit den angebundenen Leichtern am Ufer anzustoßen. Die mit Bambusstöcken versehenen Neger stehen dann jedesmal bereit, sich unter vielem Geschrei mit allen ihren Kräften gegen die Uferwand zu stemmen, um so wieder frei zu kommen; gleich müssen sie aber wieder über das Schiff auf den Leichter auf der entgegengesetzten Seite laufen, um auch dort zu versuchen, jede Kollision mit dem Ufer abzuwenden.

Nun liegt der breite Strom vor uns. Hier sucht das Auge vergeblich einen Ruhepunkt. Doch bald gewöhnt es sich an den weiten Ausblick. In der jetzigen Trockenzeit zeigen sich eine Unmenge Sandbänke. Schmale Wasserstraßen zwingen unsern Kapitän, vorsichtig zu navigieren. Dann wieder stöhnt und arbeitet unser Schiff; mehrere solcher Wasserläufe im Flußbette haben sich an einer tieferen Stelle wieder vereinigt, mühsam kämpft unser tapferes Schiff gegen die gewaltigen Wassermengen an, ja, nun dreht sich der Dampfer mit seinen Leichtern an den Seiten mehrere Male um sich selbst, er ist in einen Wirbel hineingeraten. Aber die Bambusstöcke, gehandhabt von kräftigen Negergestalten, unterstützen das Steuerruder, und weiter flußaufwärts führt uns der

Dampfer. Es wird Abend. Leichte Wolken ziehen herauf. Im Westen ist kaum die goldene Scheibe der gerade heute so heißen Sonne unter den Horizont getaucht, noch ihre letzten Strahlen auf die goldleuchtenden Wölkchen zurücksendend, da tritt auch am Osthimmel der Vollmond hervor; Silberlicht gießt er über die weiten Wasserflächen des Sambesi. Helleuchtende Sterne werden sichtbar; ganz im Süden erscheint das südliche Kreuz, während am Nordhimmel das bekannte Sternbild des Großen Bären untertauchen will, um bei den Lieben in der Heimat gleich darauf zu erscheinen. Es nimmt unsere Grüße mit nach Europas Norden. Der Kapitän läßt halten; denn im Dunklen ist die Navigation in den Stromschnellen unmöglich. Das Schiff wird am Ufer mit starken Tauen befestigt. Ein Spaziergang auf dem Ufer soll unsere steifgewordenen Glieder recken, — aber Negersoldaten (Askaris) mit geladenen Gewehren verbieten unsern Negern überhaupt das Landen, während uns Weißen nur wenige Schritte auf dem Lande gestattet werden. Wir kommen ja aus dem pestverseuchten Hafen Chinde, und die portugiesische Regierung hat strenge Maßnahmen getroffen, um einer Verschleppung ins Innere vorzubeugen. So müssen wir uns bescheiden und begeben uns zurück aufs Schiff. Sinnend schauen wir vom hohen Deck über die Reling in die finsteren, gurgelnden Fluten. Unermüdlich rauschen sie flußabwärts. Kleine Stämme und Äste, losgerissenen Grasboden, dann wieder Negerkörbe, zu Fischreusen benutzt, ziehen ihren Weg an unserm Schiff vorüber. Was haben diese Wasserfluten alles zu erzählen. Denselben Weg ist das Blut vieler tausend Menschen gegangen, die vor Jahrhunderten schon das Land am Sambesi erobern und unter Kultur nehmen wollten. Soll hier doch das Land Ophir sich befinden, von dem die alten Phönizier schon dem weisen König Salomo köstliches Gold brachten. Die flußaufwärts gelegenen Orte Tete und Zumbo mit ihren alten Ruinen erzählen von gewesener Herrlichkeit; klimatische Krankheiten, dann aber auch die Nerven und Körper zerrüttenden Laster, denen sich hier die kolonisierenden Portugiesen hingaben, verhinderten den Einzug europäischer Zivilisation für eine lange Zeit. Hoffen wir, daß die Portugiesen sich jetzt aufraffen und die Fehler vergangener Zeiten wieder gutmachen, indem sie sich das sittenstarke Germanentum zum Vorbild nehmen, das im Njassalande in kurzer Zeit große Werte geschaffen hat, während die Portugiesen in fünf Jahrhunderten eigentlich nichts von irgendwelcher Bedeutung hervorgebracht haben.

Doch, uns bleibt wenig Zeit zu diesem Nachdenken. Die Schiffsglocke ertönt und ruft uns zum Diner, das aus mehreren Gängen besteht und uns köstlich mundet. Zwar haben wir dann und wann aufzupassen, daß nicht einer der umherfliegenden braunen Käfer in unsere Suppe fällt; auch sind die vielen fliegenden Ameisen unangenehm, die von dem Licht im Speisesalon angezogen werden und beim Anprall an den Lampenschirm ihre zarten Flügel verlieren. Sie liegen haufenweise auf dem weißen Tischtuch umher. Indessen, man gewöhnt sich daran. Nach dem Essen drängt alles wieder hinaus aufs Deck, um hier den Kaffee zu trinken. In den bequemen Liegestühlen, den „Bombaychairs", läßt es sich gut träumen. Wir schauen den Negern zu, die sich ihre Maiskolben am offenen Feuer rösten, das sie auf den Wellblechdeckeln der Leichter in leichtsinniger Negerart anmachen; wir folgen mit Interesse den Bemühungen einer dicken Spinne, die vor der Positionslaterne ein Nest spinnt, in dessen Maschen sie die vielen Mücken, Fliegen und Käfer ohne große Mühe fängt. In dem Uferschilf quaken die Frösche, Fledermäuse huschen durch die Luft, hin und wieder ertönt das heisere Geschrei der Hyäne von der weiten Ebene herüber. Der Geist wird überwältigt von der Erhabenheit der Natur, nur ungern denken wir daran, daß es Schlafenszeit ist. Im Schiff herrscht Ruhe, selbst die auf den Leichtern in wollenen Decken liegenden Neger flüstern nur noch leise, bis auch sie, ermüdet von den Strapazen des Tages, in Schlaf sinken. — Kaum kann der Kapitän am andern Morgen seinen Weg zwischen den Sandbänken des Sambesi erkennen, so wird die Maschine schon in Gang gesetzt. Immer wieder muß das Auge staunen. Mit dem Fernglase entdecken wir vor uns eine Herde Flußpferde, die aber in die schützende Tiefe untertauchen, als unser Dampfer sich ihnen nähert. Die Tiere sind scheu geworden, nachdem die Passagiere in unverständlicher Mordlust auf diese Überreste der Vorwelt schossen, obgleich sie wußten, daß sie keinen Vorteil davon haben konnten, da der Dampfer keine Zeit hat, sich wegen der Schießwut seiner Passagiere aufzuhalten. In einiger Entfernung sehen wir auf einer Sandbank mehrere Krokodile lagern, die indessen gar keine Notiz von unserer Gegenwart zu nehmen scheinen. Es kribbelt in unsern Fingern, die Büchse aus dem Koffer zu holen, um diesen Wasserräubern den Garaus zu machen, doch das Schiff bewegt sich zu schnell und die Entfernung ist zu groß.

Am Abend des zweiten Tages erreichen wir die Station Vin-

centi. Aus der Ferne ragen hohe Schornsteine herüber, die zur Zuckerfabrik Mopea gehören, die die Portugiesen hier angelegt haben. Von hier aus wird heute viel Zucker exportiert, selbst bis nach Lissabon findet er seinen Weg. Er sieht gelb und schmutzig aus, während unser deutscher Zucker, den wir ins innere Afrika senden, weiß und rein raffiniert, nicht teurer zu stehen kommt, als der hier gewonnene portugiesische Zucker. Wieder nimmt unser Dampfer Holz für den nächsten Tag ein, wieder erfreuen wir uns des köstlichen Bildes, das unser Auge, unser Gemüt am Abend vorher gefangen nahm. Die Neger angeln mit ihren primitiven Geräten nach Fischen; meistens ziehen sie eine Welsart herauf, die uns Europäern aber garstig schmeckt. Ein kleinerer Fisch wird gefangen; der Kapitän setzt ihn uns zur Prüfung vor, doch enthält der Fisch so viele Gräten, daß selbst das schmackhafte Fleisch uns nicht bewegen konnte, ihn ein zweites Mal zu kosten.

Am andern Morgen sind wir zeitig auf. Wir sehen, wie die portugiesischen Negersoldaten während der ganzen Nacht unsern Dampfer bewacht haben, damit niemand mit der dortigen Bevölkerung verkehren kann. Ein Kommando des Kapitäns, die Stricke werden am Lande gelöst und aufs Schiff geholt, das Heckrad wirbelt gischtbedeckte Wellen auf, und langsam arbeitet sich das Schiff seinen Weg in die Mitte des Fahrwassers. Dieselben Landschaftsbilder wie gestern. Die Linie der flachen Ufer wird selten von einsam stehenden Palmen oder Palmstümpfen durchbrochen. Wir hören von dem Kapitän, daß die Neger die Krone abschlagen, um den dann aus dem Stamme fließenden Saft, den Palmwein, abzuzapfen.

Wir biegen hinüber ans jenseitige Ufer. Jetzt erst sehen wir, wie breit der Strom ist. Lange Zeit kämpfen wir gegen die Fluten des Sambesis, bis wir gegen Mittag in Shupanga halten. Wir sehen gutgekleidete Negerkinder am Landungsplatz. Ein ehrwürdiger Pater der dortigen Jesuitenmission ruft die Kinder zurück; denn wir sind ja pestverdächtig. Die neugierigen Kinder gehorchen jedoch schlecht, der Pater muß schelten, und noch von weitem schauen die Kinder uns zu. Der Kapitän geht ans Land. Er erbittet für uns die Erlaubnis, die Mission besuchen zu dürfen. Die Liebenswürdigkeit der Missionare, die jahraus jahrein in diesem mörderischen Klima aushalten müssen, gestattet uns den Besuch, nur werden wir gebeten, die sich auf der Mission aufhaltenden Menschen nicht zu berühren. Wir folgen unserm Kapitän. Er zeigt uns die pri-

mitive Kapelle, aus selbstgebrannten Backsteinen erbaut, mit Wellblech gedeckt. Wir gehen durch den sonnigen Hof in ein anderes Gebäude. Hier erfahren wir, warum der Kapitän seinen Dampfer hat festlegen lassen. Er hat auf der vorigen Reise ein Paar Stiefel zur Reparatur gegeben, die in der von den Mönchen errichteten Schusterwerkstatt besorgt wird. Wir treffen dann die Missionare an ihrer einfachen Tafel. Zwar sieht sie einladend aus, aber es sind nur im eigenen Garten gezogene Früchte und Gemüse: Bananen, Kartoffeln, Ananas und Mangos. Dann winkt uns schweigend ein dienender Bruder. Er führt uns mit finsterem Gesicht durch einen Laubergang nach dem wenige Schritte entfernt liegenden Kirchhof. In langen Reihen liegen die einfachen Gräber der mutigen Missionare, die hier im Kampfe für das Seelenheil der schwarzen Rasse ihr eigenes zu finden hofften. In der Mitte des Kirchhofes erblicken wir einen hohen Grabstein, in den in englischer und portugiesischer Sprache Worte voller Tragik eingemeißelt sind, die uns sagen, daß hier die treue Lebensgefährtin Livingstones ruht, nachdem sie auf dem Wege ins Innere hier ihren Tod fand. Schweigend wenden wir uns ab von diesem Grabe, unsere Gedanken schweifen hinüber an den Bangweolo-See, wo das Herz Livingstones von seinen treuen Begleitern begraben wurde, das Herz, das zuerst die Schönheiten des dunklen und doch so sonnigen Afrikas in sich aufnahm, und das nicht eher ruhte, bis es das Innere Afrikas aufgeschlossen und die Wege für die nachkommende Zivilisation gewiesen hatte.

Wir danken den freundlichen Missionaren und begeben uns zurück auf unsern Dampfer, der gleich darauf seine Reise fortsetzt. In weiter Ferne vor uns erscheint in bläulich schimmernden Umrissen das 1300 Meter hohe Morambala-Gebirge; dunstig liegt die weite Ebene vor uns: Buschfeuer brennen das trockene Gras nieder, Vögel schießen durch diese Rauchwolken, um die auffliegenden Grashüpfer und Heuschrecken zu erhaschen. Wir überholen jetzt den vor uns abgegangenen Dampfer der Konkurrenzgesellschaft; einige neckische Bemerkungen fliegen hinüber und herüber. Bald nachher machen wir wieder am Ufer fest, da es Nacht wird. Von den Abhängen des Morambalaberges leuchten rote Feuer weithin durch die Nacht. Die Gräser sind auch dort in Brand geraten und finden reiche Nahrung in dem trockenen Unterholz. Den Negern ist dieser Anblick nichts Neues. Das Schauspiel wiederholt sich jedes Jahr. Sie wissen, daß bald das junge Gras aus dem mit der Pflanzenasche

gedüngten Boden hervorsprießt, und daß dann auch für den Jäger eine goldene Zeit winkt, da das Wild dieses junge Gras begierig frißt, und er sich näher heranpirschen kann als in der trockenen Zeit, wo das Rascheln des hohen, trockenen Grases dem Wild die Anwesenheit des Jägers schon lange vorher ankündet.

Der Kapitän teilt uns mit, daß wir am nächsten Morgen den gewaltigen Sambesistrom verlassen sollen, um nordwärts in den Schirefluß einzubiegen. Aber es ist unmöglich, die Mündung dieses Flusses, der den Njassasee mit dem Sambesi verbindet, festzustellen. Wir fahren wie bisher durch enge Kanäle zwischen gefährlichen Sandbänken hindurch und dann bemerken wir, daß wir uns in einem engeren Fahrwasser befinden, das sich wohl mehrere Male erweitert, aber ein einheitliches Flußbett zu sein scheint. Wir sind auf dem Schire. Kaum sind wir uns darüber klar, als auch ein kräftiger Stoß unser Schiff erbeben macht. Wir sitzen auf einer flachen Sandbank fest. Erregte Neger laufen von einem Leichter durch das Schiff auf den andern. Mit ihren Bambusstöcken wollen sie den Dampfer wieder von der Bank herunterschieben; der Kapitän läßt die Maschine rückwärts arbeiten, aber das Schiff rührt sich nicht. Da springen einige beherzte Neger ins Wasser, um so mit ihren Rücken, die Füße in den Sand stemmend, das Schiff rückwärts zu schieben. Plötzlich ertönt ein Angstgeschrei; ein Neger will ein Krokodil gesehen haben, und alle sind wieder auf dem Leichter. Es ist aber blinder Lärm. Wir überreden die Neger, wieder ins Wasser zu springen, indem wir sie mit bereitgehaltenen Flinten beschützen vor den beutegierigen Krokodilen. Und den vereinten Kräften gelingt es diesmal, den Dampfer wieder ins tiefere Fahrwasser zu bringen.

In zahlreichen Windungen führt uns der Schire nordwärts. Wir sehen, wie die vom Njassasee kommenden Wassermassen in der Regenzeit die Ufer auswaschen. Die Strömung an den Biegungen ist besonders stark, und unser Kapitän hat jetzt Mühe, sein Schiff von den Ufern freizuhalten, wenn es in großem Bogen mit kräftigem Schwung von der Strömung erfaßt wird. Wir horchen auf: ein Glockensignal vom Kapitän nach der Maschine, der Dampfer stoppt. Ein Schuß fällt. Erschrocken laufen wir nach vorn, um zu sehen, was es gibt. Wir sehen eine Anzahl Neger ans Ufer rennen. Sie kommen freudig gestikulierend mit einer Sambesigans zurück, die der Kapitän geschossen hat. Das flügellahm geschossene Tier wird an Bord gebracht, ein Glockensignal ertönt, der Dampfer

verfolgt seinen Weg weiter nordwärts. Auf unserer Tafel erscheint eine Abwechslung mehr.

Gegen Mittag dieses dritten Tages unserer Fahrt erreichen wir die portugiesische Station Villa Bocage, die reizend am Fuße des Morambalagebirges gelegen ist. Ein Coanese hat hier das Regiment und verwaltet für die portugiesische Gesellschaft „Companhia da Zambezia" das Land. Von den Negern wird eine hohe Hüttensteuer erpreßt, ohne daß irgend etwas für sie getan wird. Von Villa Bocage ins Innere dehnen sich weite Sümpfe aus, die zum Teil mit dichten Wäldern bewachsen sind. Hier weilen noch spärliche Überreste großer Elefantenherden, die durch eine falsche Eingeborenenpolitik (man gab den Negern Schußwaffen) und durch schnöde Gewinnsucht der portugiesischen Gesellschaft fast ganz verschwunden sind. Elfenbein spielt heute in der Ausfuhrliste nur noch eine untergeordnete Rolle.

Uns wird bedeutet, daß der Schire oberhalb Villa Bocage so flach ist, daß unser Dampfer ihn nicht mehr passieren kann. Unsere Fahrt auf diesem gastlichen Hinterrad-Flußdampfer ist also zu Ende. Man gibt uns ein kleines Hausboot zur Weiterfahrt. Das ist ein offenes Boot, das am hinteren Ende mit einem Gras- oder Holzdach gedeckt ist. Wir haben Glück. Uns wird das größte und bequemste Hausboot, das auf dem Schire fährt, angewiesen.

Gegen Abend sind wir abfahrtsbereit. In dem vorderen Abteil, das einen Raum bildet, in dem drei Betten aufgestellt werden können, nimmt die Familie mit dem Baby Wohnung, während auf dem hinteren Teil des Bootes uns Männern Schlafplätze angewiesen werden. Die Mannschaft besteht aus zwanzig Negern unter Führung eines sogenannten „Capitao", der für Disziplin und gegenseitige Ablösung zu sorgen hat. Ein eintöniger Gesang wird laut, als die Neger, zu beiden Seiten des Bootes verteilt, mit ihren langen Bambusstöcken unser Boot weiterbewegen. Dieser Gesang schläfert uns bald ein, nachdem wir das uns mitgegebene Abendbrot verzehrt haben. Am nächsten Morgen sind wir schon ein gut Stück weitergekommen. Hin und wieder machen wir Halt an den Ufern, damit sich die Mannschaft erholen kann.

Welch ein anderes Bild, als der Sambesi es zeigte, sehen wir doch auf dieser Fahrt auf dem Schire. Dort weite, unendliche Wassermassen, die, nimmer müde, dem Ozean entgegenrauschen, hier ein verhältnismäßig enger Fluß mit hohen Ufern, die von Palmen, Euphorbien, Akazien, Baobobs und andern gewaltigen

Baumriesen umgeben sind. Die Ufer selbst dicht bewachsen mit undurchdringlichem Buschwerk, aus denen sich Lianen an den hohen Bäumen emporranken. Pittoreske Baumformen scheinen ins Wasser zu fallen, sie hängen weit über, sie bieten einen Ruheplatz für ein Völkchen „Königsfischer". Hoch oben in den Baumkronen sitzen Aasgeier und halten Ausschau, während dort weiterhin eine Schar Marabustörche ihre Kleinen das Fliegen lehrt. Weiter vor uns, umgeben von Schilf- und Riedgräsern, stehen wohl an drei Dutzend Reiher. Ihr Blick bleibt stets auf unser Boot gerichtet, und wie es sich ihnen nähert, fliegen sie mit langsamen Flügelschlägen fort. Links sehen wir eine Anzahl Hütten der Neger, die auf Pfählen erbaut sind; denn dieses Gebiet wird oft überschwemmt, wenn in der Regenzeit die gewaltigen Fluten des Sambesi und des Schire sich hier vereinigen und das niedere Land weithin bedecken. Liebliche Bilder begleiten uns jetzt. Bald hier, bald dort erscheint ein freundliches Negerdorf, in dem wir uns einige Bananen erstehen. Die Neger sind wenig scheu, sind ihnen die Weißen, die diesen Weg ins Innere täglich benutzen, doch nichts Fremdes mehr. Frauen klatschen in die Hände, um ihren Kindern unser Boot zu zeigen. Zuweilen springen auch einige von unserer Mannschaft ins Wasser und laufen durch die Dörfer ein Stück voraus, um an der nächsten Biegung unser Boot zu erwarten. Die eingehandelten Maiskolben werden dann verzehrt.

Auf unserm kleinen Boot ist der Aufenthalt naturgemäß sehr ungemütlich. Sechs Mann! Wir können uns nicht bewegen, sondern müssen die Zeit auf unsern Betten zubringen, die zugleich als Tisch und Stuhl zu dienen haben. Mittags wird eine größere Pause gemacht, um den Negern Zeit zu geben, ihre Maiskolben zu rösten und sich aus dem mitgenommenen Maismehl Essen herzustellen. Auch wir benutzen die Zeit, uns auf dem Lande zu bewegen und dann unser Essen einzunehmen, das in äußerst einfacher Weise von einem schwarzen Koch zubereitet wird. Es besteht zumeist aus Sardinen in Blechdosen, denen einiges Dosengemüse zugegeben ist.

Die beiden Holzverschläge auf unserm Boot sind mit Wellblech bedeckt. Dieses wird durch die heiße Sonne so glühend warm, daß wir froh sind, am Abend dieses Tages an der Grenzstation zwischen dem englischen und portugiesischen Gebiete, dem am Westufer des Schire gelegenen Marca, halten zu müssen. Hier befindet sich unter Leitung eines indischen Arztes eine Quarantäne-

station für die von Chinde kommenden Passagiere. Unser Gepäck muß geöffnet werden; mit Schwefeldämpfen wird es während der Nacht ausgeräuchert. Nur der Tatsache, daß meine Mitpassagiere hohe englische Regierungsbeamte sind, haben wir es zu verdanken, daß wir selbst unbehelligt am andern Morgen unseres Weges ziehen können. Noch einen Tag haben wir auf dem engen Hausboot zuzubringen, das gar nicht vorwärts zu kommen scheint. Dabei brennt die Sonne unaufhörlich auf uns nieder. Apathisch liegen wir auf unsern Betten, niemand sagt etwas, wir haben alle den gleichen Gedanken: bald herunterzukommen von diesem, einer Hölle gleichenden Schiff. Und die Erlösung kommt. Abends erreichen wir Port Herald, wo wir aus unserm heißen Gefängnis erlöst werden. Früher gingen die Hausboote noch weiter, bis Chiromo, das 50 km nordwärts, am Zusammenfluß zwischen dem Schire und dem Ruofluß, liegt. Aber seitdem der Wasserspiegel des Njassasees jährlich um einen Fuß engl. sinkt, ist die Flußschiffahrt bis Chiromo nicht mehr möglich. Die Engländer haben deshalb einen Ausweg gefunden, indem sie von Port Herald nach Chiromo eine Eisenbahn bauten, die bis nach Blantyre verlängert wird und so den Handelsverkehr zwischen der Schirehochebene mit ihren fruchtbaren Gebieten und der Küste erleichtert.

Am nächsten Morgen, gegen 6 Uhr, soll uns der Zug in wenigen Stunden nach Chiromo bringen. Ein eleganter Pullmanwagen erwartet uns. Luftige Gänge, bequeme Sitze mit kleinen Tischen in den Abteilen laden zum Verweilen ein. Welch ein Unterschied gegen die Höllenfahrt in dem Hausboot auf dem Schire! Und doch bedauern wir, daß die Bahn gar zu schnell vorwärts eilt. An mächtigen zweitausendjährigen Baobobs vorbei geht unsere Fahrt.

In zwei Stunden erreichen wir Chiromo. Über eine provisorische Brücke, die aus den Holzschwellen der Eisenbahn erbaut ist, gehen wir über den Schire. Unsere Koffer werden ebenfalls hinübergetragen und bei der britischen Zollstation zur Verzollung vorgeführt. Wir fühlen uns wieder heimisch; einige Deutsche begrüßen uns, und bald ist die Rede auf die Heimat gebracht, von der wir Grüße an unsere Landsleute bestellen können. Lange aber noch hallt die Erinnerung in uns nach von der interessanten Wasserfahrt auf dem Sambesi und auf dem Schirefluß.

III. Durch die Elefanten-Sümpfe auf die Schire-Hochebene.

Unser Weg führt jetzt auf das Schire-Hochland. Ich muß den Weg wählen, der durch die „Elefant Marsh" an den Cholobergen entlangführt, dann die Hochebene erklimmt und auf derselben nordwärts nach Blantyre zieht.

Man reist in diesem Protektorate, ebenso wie in den portugiesischen Gebieten, in einer Hängematte, die Maschila genannt wird. Sie besteht aus einem dicken Bambusstabe, an dem die Hängematte aus Segeltuch hängt. Die Portugiesen überdecken die Hängematte zum Schutze gegen die Sonne und gegen den Regen mit einem rechteckigen Dach aus demselben Stoff, das mit Bambusstäben durchzogen ist. Der Engländer hat an seiner Busch-Maschila ein Segeltuch befestigt, das über den Bambusstab herunterhängt oder bei gutem Wetter um diesen geschlungen ist. Die portugiesischen Neger pflegen die Maschila in der Art zu tragen, daß je zwei vorn und je zwei hinten sich mit ihren Schultern gegen den Bambusstab lehnen und mit den der Maschila zugekehrten Armen die Schulter des Nachbarträgers umschlingen. Der andere Arm stützt den Bambusstab der Maschila. Die Neger im britischen Gebiet sind nicht imstande, die Maschila so zu tragen. Sie ziehen es vor, einzeln vorn und hinten die Hängematte auf die Schulter zu nehmen und in häufigen Zwischenräumen von einer Schulter auf die andere zu heben. Die Neger schlagen dann mit ihren Händen gegen den Bambusstab, als Signal zum Wechseln. Es ist erstaunlich, welch große Entfernungen die Neger mit dieser Maschila und dem darin befindlichen Europäer durchlaufen können. Alle fünf bis zehn Minuten lösen sie sich gegenseitig ab und die Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt vier bis fünf engl. Meilen, oder $6^1/_2$ bis 8 km in der Stunde. Nimmt man zwanzig Träger für die Hängematte mit, so kann man wochenlang Tagesstrecken von 30 bis 40 km zurücklegen. Benutzt man die Maschila jedoch für kürzere Reisen, so überraschen die Distanzen, die die Neger ohne Rasten durchlaufen. Ich habe z. B. den Weg von Blantyre nach Zomba, 64 km, in acht Stunden, von Blantyre nach Chiromo, 128 km, mit einer Rast von im ganzen 6 Stunden, in 22 Stunden zurückgelegt! Die geschilderte „einpolige" Maschila benutzt man, wenn man abseits von den großen Straßen reist. Mit ihr vermag man jeden schmalen Negerpfad

zu benutzen; beim Durchdringen von Wäldern und Grasebenen ist sie unentbehrlich. Für den Verkehr auf den Hauptstraßen aber hat man eine Maschila konstruiert, die aus zwei starken Bambusstangen besteht, die durch Querstäbe verbunden sind. An diesen Querstäben ist die Hängematte befestigt. Eine wasserdichte Decke ist über das ganze Gestell zum Schutz gegen Sonne und Regen gezogen und hängt an den Seiten herunter. An den vier Enden dieser Maschila läuft je ein Neger. Der Reisende muß darauf achten, daß jeder Neger einen andern Schritt läuft. Aus Übermut pflegen die Träger aus dem Angonistamme z. B. im gleichen Schritt zu laufen, wodurch dann der in der Hängematte liegende Europäer erbarmungslos hoch und nieder geworfen wird.

Solch eine „zweipolige" Maschila steht für mich in Chiromo bereit. Sie soll mich nach Blantyre bringen. Indessen mangelt es an Trägern. Es sind nur sechs Neger verfügbar. Man reist gewöhnlich von Chiromo nach Blantyre mit einem „Team" von sechzehn Negern. Der Agent unserer Chiromo Faktorei kann im Laufe des Morgens noch weitere sechs Neger „zusammenschrapen". Zwölf haben wir also beisammen. Beim Lunch überlegen wir, ob es sich lohnt, telegraphisch von Blantyre weitere Träger zu requirieren und vier Tage im heißen Chiromo darauf zu warten. Wir entschließen uns, mit diesem unvollständigen Team loszureisen, sehne ich mich doch nach Ruhe, nach dem „Zuhausesein", nachdem ich schon fünf Wochen unterwegs bin.

Um drei Uhr nachmittags verabschiede ich mich von den Deutschen in Chiromo. Ich sehe mir meine Träger an, die um die Maschila versammelt sind. Alle scheinen dasselbe Gesicht zu haben, alle sind in gleicher Weise mit einem Stück Baumwolltuch um die Lenden bekleidet. An Knüppeln sind aus Ziegenhäuten hergestellte Beutel befestigt, in denen sie ihr „Posho", ihren Mais und ihr Maismehl, als Wegzehrung aufbewahren. Sie haben zusammengeknotete Maiskolben über die Schulter gehängt, um den Oberarm tragen eine Anzahl Neger ein scharf zugespitztes Dolchmesser, das in einer kunstvoll geschnitzten Holzscheide steckt. Wie ich später bemerke, dient dieses Messer als — Taschentuch: sie benutzen es zum Abwischen des von der Stirn herunterlaufenden Schweißes. Die Haare dieser Neger sind in lange Strähnen geflochten, die sie mit Gras umwickelt haben. Diesen Negern soll ich Neuling mich für zwei Tage anvertrauen, ohne Kenntnis der Eingeborenensprache, der einzuschlagenden Route und des Landes.

Gottlob trifft es sich, daß zwei Engländer mit mir denselben Weg zu machen haben. Ich lernte sie schon morgens auf der Eisenbahnfahrt von Port Herald nach Chiromo kennen. Ein etwa 19jähriger, frischer Jüngling und ein älterer, gebräunter Mann, der direkt aus Indien kommt. Sie besitzen volle „Teams" für die Reise nach Blantyre, d. h. jeder 16 Mann für die Hängematte. Wenige hundert Schritte führt uns der Weg am Ruoufer entlang, um dann zunächst in nördlicher Richtung die Schienen der im Bau begriffenen Eisenbahn von Chiromo nach Blantyre zu kreuzen. Zu beiden Seiten dehnt sich die weite Ebene. Hin und wieder treten Ausläufer der Wälder an den Weg heran. Immer wieder haben wir zur Linken den weiten Ausblick über die Ebene, aus der einsame Palmen und Palmstümpfe der Borassuspalme hervorragen. Vor uns und rechts von uns sehen wir die Choloberge, die sich etwa 1000 Meter hoch direkt aus der Ebene erheben. Wir passieren eine Anzahl „Creeks", trockene Bachbetten, in die das Wasser sich während der Regenzeit von den waldbedeckten Abhängen der Berge ergießt. Mächtige Baobobbäume stehen am Wege. Wir befinden uns in einem Wildreservate, das die Engländer in den 90er Jahren hier geschaffen haben. Das Wild darf hier nicht gejagt werden. Infolgedessen hat es sich sehr schnell vermehrt. Mächtige Büffelherden bedecken weite Grasebenen; Wasserböcke sieht man in großen Rudeln zusammen mit Zebras grasen; seitwärts werden Hartebeester flüchtig, während ein schneller Buschbock im Dickicht verschwindet. Die Träger meiner Maschila laufen in leichtem Trabe, dabei ertönt melodischer Gesang, dessen Sinn ich jetzt natürlich noch nicht verstehen kann. Oft rufen sie „Ma—i, mai", das „i" mit hohem Kopfton. Es ist das Wort für „Mutter". Durch den Lärm wird aber das Wild verscheucht. Ich verlasse deshalb die Hängematte, um ein Stück zu Fuß zu gehen. Es spielt dabei auch das Gefühl des Mitleids mit den „armen" Negern eine Rolle, die mich schweren Weißen tragen müssen für wenig Geld: der Lohn für jeden Mann beträgt 2 Schilling = 2 Mark für die Reise. Aber bald erkenne ich das Unvernünftige des Zufußgehens; meine beiden englischen Begleiter, die außerdem noch volle „Teams" besitzen, werden im leichten Trabe weitergetragen, während ich weit zurückbleibe. Ich steige wieder in die Hängematte, und gegen acht Uhr abends kommen wir nach einem Platze Massengire. Hier warten die beiden Engländer schon seit einer Stunde. Wir verzehren das frugale Abendessen, das aus Tee, Biskuits und Dosenfrüchten besteht.

Stolz bin ich, die auf der Flußfahrt aufgeschnappten Brocken der Landessprache hier anbringen zu können. Im Hausboot hörte ich nämlich, wenn jemand Tee wünschte, den Befehl: „Panga tea“ (Mache Tee), ferner „Tenga madzi“ (Bringe Wasser) und endlich „Msanga, msanga“ (schnell, schnell). Meine Begleiter meinen, ich sei bereits perfekt in der Landessprache. Nicht ahnen konnte ich aber, daß diese paar Brocken mich noch nach Blantyre bringen sollten.

Massengire ist der Ort, wo die Postleute die Postsäcke von Blantyre nach Chiromo auswechseln. Die Postleute laufen in schnellstem Tempo etwa zehn englische Meilen, ungefähr sechzehn Kilometer, dort warten schon weitere Postleute, die ebenfalls wieder zehn Meilen zu laufen haben. So sind auf dem Wege von Chiromo nach Blantyre etwa acht Ablösungen vorhanden, die die Post in kürzester Zeit und absolut sicher befördern. Später übergab man der fertiggestellten Eisenbahn die Postbeförderung, doch alle Europäer wünschten sich die alten Zeiten zurück, da die Eisenbahn einstweilen nur zweimal in der Woche fuhr, während der Stafettendienst dreimal in der Woche stattfand.

Massengire liegt schon innerhalb der von den Cholobergen herabhängenden Wälder. Der Weg schlängelt sich an dem Fuße der Abhänge entlang. Der Engländer erzählt uns greuliche Geschichten aus Indien. Zwar wissen wir, daß die Gegend hier sehr reich an Löwen ist, aber dieser Herr behauptet, er könne vermöge seines in Indien ausgebildeten Geruchsinnes die Löwen bereits „riechen“. Kein Wunder, daß wir uns verabreden, in der dunklen Nacht beieinander zu bleiben und nicht allein weiter zu reisen. Man nimmt mich in die Mitte, da ich den langsamsten „Team“ besitze. Wir haben Mühe, die hinter uns mit der andern Maschila laufenden Neger zurückzuhalten, immer wollen sie uns überholen. Das würde mir aber gar nicht recht sein, wenn ich auch nicht gerade Angst wegen der Löwenbeißerei habe; denn meine Neger machen einen solch großen Lärm, daß auch wohl der frechste Löwe davonlaufen würde. Der Weg ist nicht zu verfehlen; an der Seite zieht der von der „African Transcontinental Telegraph Co. Ltd.“ gebaute Telegraph von Chiromo nach Chikwawa entlang, wo der Draht Anschluß an die große Linie Tanganjika, Njassasee, Zomba, Blantyre, Tete, Salisbury und Kapstadt findet. Zuweilen sehen wir, daß ein Telegraphenpfahl an der Erde liegt. Trotzdem er aus Eisen verfertigt ist, haben die hier sich aufhaltenden Elefanten ihn

umwerfen können. Der Himmel ist mit schweren, düsteren Wolken behangen, aus denen dann und wann die fahle Mondsichel hervorleuchtet. Jetzt sind wir vom Hauptwege rechts abgeschwenkt. Der Weg ist plötzlich schmal geworden. Nachdem wir drei Stunden von Massengire fort sind, halten die Neger an einem rauschenden Wasserbach, der in romantischen Kaskaden vom hohen Gebirge herunterstürzt und seine Wasser unten in einem Becken sammelt. Ntumbolendo heißen die Neger diesen Berg, an dessen Fuß wir halten. Die Neger setzen sich nun, es ist 11 Uhr nachts, — mir nichts, dir nichts — auf den Boden, gucken uns an, und einige ziehen sich das Baumwolltuch über den Kopf, um zu schlafen. Die Neger wollen also nicht weiter. Und wir sollen ohne Zelt, ohne Schlafdecken hier unten in der Löwengegend warten, bis es den faulen Negern gefällt, weiter zu marschieren! Aber was tun? Die Engländer schimpfen in ihrer Muttersprache, es macht nicht den geringsten Eindruck auf die Neger. Ich schimpfe und gestikuliere, es nützt nichts. Man sagte uns in Chiromo, daß oben auf dem Ntumbolendoberg ein Rasthaus zum Übernachten wäre, der Weg den Berg hinauf wäre auch nur eine Stunde lang. Unter allen Umständen wollen wir denn doch den Berg noch erklimmen. „Haus, Haus" schreie ich und zeige nach oben. Die Neger verstehen es nicht und rühren sich nicht. Da kommen die Engländer zu mir und bitten mich, doch in der Negersprache mit ihnen zu verhandeln, damit wir doch mindestens das Rasthaus noch erreichen. Soll ich mich blamieren und sagen: ich kann nichts? Und ich schimpfe, nehme einen Knüppel zur Hand und rufe: „Msanga, Msanga (schnell, schnell)", „Panga tea, panga tea (Mache Tee)!" Die Neger verstehen, daß ich schnell Tee haben will, der Stock zeigt nach oben, und er hilft den faulen Negern auf die Beine. Sie gehen dann auch willig mit uns.

Aber welche Strapazen stehen uns bevor. Auf schmalen Negerpfaden geht es steil in die Höhe; denn der Neger mit seinen rauhen Fußsohlen braucht keine wohlangelegten Zickzackwege, die dem Weißen die Besteigung eines Berges so sehr erleichtern. Er geht geradeswegs den Berg hinauf. Und wir müssen mit. Links unter uns gähnen tiefe Schluchten. Ein Neger nimmt mich beim Arm und laviert mit mir den Berg hinauf. Eine Stunde hieß es in Chiromo, dauere die Bergbesteigung. Aber, o weh, nach einer Stunde ist nichts vom Ende zu spüren. Immer wieder sehen wir einen neuen Gipfel, immer wieder werden wir enttäuscht, wenn nach Erklimmung dieses Gipfels ein neuer vor uns auftaucht. Zum

Unglück geht jetzt auch der Mond unter, der uns bisher doch noch notdürftig leuchtete. Immer dunkler wird es, und nur schwach heben sich die Umrisse der Berge vom dunklen Himmel ab. Und heiß ist es! Trotz der Nacht. Und kein Wasser! Dazu unsere, durch die wochenlange Ozeanfahrt steif gewordenen Glieder! Der junge Engländer bleibt auf halbem Wege liegen. Er kann nicht mehr weiter. Wir lassen einige Neger bei ihm zurück und versprechen ihm, von oben Wasser zu schicken. Und weiter hinauf geht es! Schon sind $1^1/_2$ Stunden vergangen, und immer tauchen wieder neue Gipfel auf, die bezwungen werden müssen.

Nach unbeschreiblichen Anstrengungen erklimmen wir endlich die Hochebene, die sich von hier bis an den Njassasee ausbreitet. Richtig ist oben am Rande des Gebirges, dort, wo sich der Weg in die Ebene hinabzieht, ein Rasthaus. Aus Lehm gebaut, mit Stroh gedeckt, besitzt es drei Zimmer. In der Mitte ein Eßraum, an den Seiten je ein Schlafzimmer für Herren und für Damen. Sofort rufen wir den Capitao, den Wächter des Hauses, um uns öffnen zu lassen. Schlaftrunken gibt er uns einige Flaschen Limonade, Preis 6 d = 50 Pf. die Flasche. Einige davon schicken wir unserm kranken, müden Kameraden, der am Abhange des Berges in halber Höhe dem Verschmachten nahe ist! Einige weitere Flaschen spendiere ich den Negern, die mit mir heraufgegangen sind, in der Meinung, daß diese ebenfalls verdurstet sind. Die Augen, die sie machen, als ich ihnen die Limonade zu trinken gebe! Ihnen ist das Brackwasser, das dort wenige Schritte unter uns sich staut, viel lieber. Sie setzen sich dann zu den ruhenden Postleuten, ist hier doch auch eine Station der Post-Stafettenläufer.

Dann pflegen wir uns an dem Sodawasser und der Limonade. Fast der ganze Vorrat wird geleert, so durstig sind wir. Schnell werden Konserven, die wir dort kaufen konnten, geöffnet und wir können ein ganz leidliches Mal verzehren. Den Empfang dieser Speisen müssen wir in ein Kontrollbuch schreiben, und später in Blantyre wird uns darüber die Rechnung präsentiert. Dann legen wir uns gegen 2 Uhr schlafen, nachdem unser dritter Kamerad erschienen ist. Man schläft gut nach der Anstrengung, wenn auch das Hemd klitschenaß ist. An ein Wechseln der Kleidung ist nicht zu denken, da unsere Koffer erst später nachfolgen sollen.

Um $5^1/_2$ Uhr sind wir bereits wieder munter, noch vor Sonnenaufgang wollen wir aufbrechen. Unsere Neger schlafen draußen, am offenen Feuer wärmen sie sich ihre Füße. Nun empfinden wir

beim Heraustreten aus dem Hause die Kälte, die sich nachts auf der Schire-Hochebene so unangenehm bemerkbar macht. Leider hat man uns bei unserer Abreise von Chiromo nicht darauf aufmerksam gemacht, sonst hätten wir unsere Reisedecken nicht so wohlverschnürt an den Koffern gelassen. Nachdem wir noch heißen Tee getrunken und einige Biskuits gegessen haben, brechen wir auf. Langsam erscheint die Sonne im Osten, allmählich wird es Tag. Es geht durch das taufrische Gras, ungemütlich liegt es sich in der kalten Hängematte. Später verstehen wir bequemer zu reisen, Kopfkissen und wollene Decken in der Hängematte machen das Reisen zu einem Vergnügen. Aber jetzt müssen wir auf diesen Komfort leider verzichten.

Der Weg führt uns durch lichten Wald, in dem sich Elefanten, Säbelantilopen und Buschböcke aufhalten sollen; doch infolge des durch die Maschilaträger verursachten Lärms bekommen wir kein Wild zu sehen. Nach etwa $2^1/_2$ Stunden erreichen wir den Nswadzi-Fluß. Eine schaukelnde Hängebrücke ist an Drahtseilen über den Fluß gespannt. Einer nach dem andern balanciert über die Brücke; am gegenüberliegenden Ufer führt eine Leiter vom Brückenende, das sich in der Krone eines Baumes befindet, auf die Erde. Die Maschila wird durch den Fluß getragen, der zu dieser Jahreszeit wenig Wasser führt. Die Neger fürchten sich aber vor dem kalten Wasser und springen von Stein zu Stein. Wild verstreut liegen große Felsblöcke in dem Flußbett und geben Zeugnis davon, mit welch fürchterlicher Kraft die Flüsse in der Regenzeit einherbrausen. Wieder steigen wir in unsere Hängematte, und bald befinden wir uns in einer der Pflanzungen, von denen die fruchtbare Schire-Hochebene so viele aufweist. Baumwolle und Kaffee werden hier angepflanzt. Nach einer halben Stunde setzen unsere Träger uns vor dem Hause des Pflanzers nieder. Er selbst ist draußen auf seiner Plantage und soll erst gegen Mittag heimkehren. Wir können die Neger nicht fragen, weshalb wir hier haltmachen, und so bleibt uns nichts übrig, als uns bei dem englischen Pflanzer zu entschuldigen, daß wir so ohne weiteres bei ihm abgesetzt worden sind. Aber er sagt, er sei mit diesem Trick der Träger bereits bekannt, die sich nur eine Ruhepause verschaffen wollen. Er macht aber gute Miene zum bösen Spiel und lädt uns in liebenswürdigster Weise zum Lunch ein, zumal mein zukünftiger Chef einer seiner Freunde ist. Auf bequemen Bombay-Stühlen, bei Zigaretten und Whisky-Soda werden die üblichen Fragen über „Woher und Wohin" erledigt. Der Mittags-

tisch ist mit weißen Rosen geschmückt, die die Neger quer über den Tisch in malerischer Anordnung gestreut haben. Saubere Neger in weißen Gewändern bedienen bei dem reichen Mahl. Welch ein Kontrast gegenüber den Mahlzeiten, die wir unterwegs haben einnehmen müssen. Dazu die Liebenswürdigkeit des Gastgebers, der uns über den weiteren Weg unterrichtet und uns auf einige weitere Tricks aufmerksam macht, die die Neger gern bei den unbeholfenen Neulingen anwenden. Er gibt mir noch einige Butterbrote mit auf den Weg, als ich ihn gegen 3 Uhr nachmittags verlasse. Dreißig englische Meilen habe ich noch zurückzulegen. Statt sechs Stunden, wie meine beiden Begleiter, gebrauche ich acht Stunden dazu. Zuerst führt der Pfad noch durch die Pflanzungen, bis wir an den Hauptweg nach Blantyre kommen. Und nun geht das Elend los. Die beiden andern Herren sind mit ihren Trägern meinen Augen längst entschwunden. Ich merke jetzt, was es bedeutet, mit einer nicht vollen Mannschaft auf die Reise zu gehen. Bald bleiben diese Träger zurück, bald jene. Dann ist wieder die Ablösung für die unter der Maschila laufenden ermüdeten Neger nicht zur Stelle. Immer langsamer wird der Marsch unserer kleinen Expedition. Was soll ich diesen Leuten sagen? Ihre Sprache kenne ich nicht; schimpfen auf Deutsch nützt gar nichts; so bleibt mir nichts anderes übrig, als mit einem Knüppel zu drohen und zu rufen: „Msanga, msanga!“ (schnell, schnell). Und der Erfolg? Die Neger laufen daraufhin in den Busch und lassen sich nicht wieder sehen. Die wenigen Neger, die bei mir bleiben, sind durch das fortwährende Tragen der Maschila sehr ermüdet. Ich überzeuge mich selbst, daß die Arbeit schwer ist, indem ich auf eine kurze Zeit das eine Ende der leeren Maschila auf meine Schulter nehme und mit den andern drei Negern zusammen trage. Und wie schmerzt meine Schulter hernach! Ich habe beim Warten auf die Nachläufer genügend Muße, das gewaltige Mlange-Gebirge zu bewundern, das sich 3000 Meter hoch aus der Ebene erhebt. Solange es hell ist, beherrscht dieses Bild die Szenerie, und das Auge wird nicht müde, immer wieder zu schauen und die wuchtigen Gebirgsmassen in ihrer Erhabenheit mit den Bergen der Heimat zu vergleichen.

Um sechs Uhr wird es dunkel. Man sagte mir in Chiromo, daß Blantyre von Bergen umgeben sei. Und vor uns liegt ein hoher Berg, der „Soche“, an dessen Fuß Blantyre liegen soll. Immer bleibt der Berg vor uns; es wird sieben Uhr, es wird acht Uhr, und immer haben wir den Berg vor, später neben uns; gegen

neun Uhr treten rechts Ausläufer von drei hohen Bergen heran, und immer ist noch nichts von Blantyre zu sehen.

Fünf Neger von den zwölf mitgenommenen habe ich noch bei mir! Die andern haben sich seitwärts in die Büsche geschlagen, oder sie sagten, sie wollten in einem Bache Wasser trinken und kamen nicht wieder. Es ist ein Jammer, anzusehen, wie sich die letzten vier an der Maschila plagen. Weglaufen können sie ja nicht; denn dann wäre die Maschila auf den Boden gefallen. Ich gehe große Strecken zu Fuß, teils aus Mitleid mit den Negern, teils um mich zu erwärmen; denn durch das Liegen in der Maschila sind meine Füße eiskalt geworden. Es wird zehn Uhr. Und immer derselbe Berg zur Linken! Ich kann gar nicht von dem Berge loskommen, so daß ich zuletzt eine Art Groll und Zorn auf diesen Berg bekomme. Der Weg führt nämlich in weitem Bogen um diesen Berg herum, was ich indessen damals noch nicht wußte. Es kann jedoch nicht mehr weit sein. Auch die mir treu gebliebenen Neger schöpfen wieder Mut, sehen wir doch in der Ferne ein großes Licht, das, wie ich später erfuhr, uns von dem Hotel des Ortes Blantyre entgegenleuchtet. Die letzte Stunde bis zum Orte Blantyre vergeht sehr langsam. Wie eine Ewigkeit dünkt mir diese Zeit. Es geht etwas bergab, bevor wir die Häuser auf dem Mendala-Hügel erreichen, auf dem sich die Niederlassung der „African Lakes Corporation, Limited" befindet. Lautlos zieht unsere zusammengeschmolzene Karawane durch die Straße; wir überschreiten auf einer primitiven Holzbrücke den Mudi-Bach und fragen nach dem Hause unserer Firma, die man hierorts „Cum-Cum" nennt. Mein afrikanischer Chef, ein Holländer, pflegt nämlich den Negern bei langsamem Arbeiten zuzurufen: „Come on, come on"; er spricht dies in holländischer Betonung aus, weshalb die Neger ihn den Bana (Herrn) Cum-Cum nennen. Die Faktorei liegt ganz im Dunkeln. Man hatte ja telegraphisch von Chimoro gehört, daß ich unterwegs war, aber gegen zehn Uhr abends hatten die versammelten Deutschen, die mich gemeinsam empfangen wollten, angenommen, ich käme nicht mehr und würde unterwegs übernachten, nachdem ich eigentlich schon längst hätte eintreffen sollen.

Durch den Lärm auf dem Hofe der Faktorei wird mein Chef wach; bald wird Licht gemacht, und in später Stunde begebe ich mich zur Ruhe, nachdem ich die wichtigsten Neuigkeiten aus der Heimat erzählt habe.

Am nächsten Morgen sollen die Maschilaträger bezahlt werden. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als sämtliche zwölf Mann zur

Stelle sind und das Geld empfangen wollen. Niemand will fortgelaufen sein, jeder will sein Äußerstes getan haben, um mich nach Blantyre zu bringen, und jeder erwartet eine Belohnung. Ich aber kann die Gesichter nicht auseinander kennen, zumal in der Nacht ja alle Neger gleich aussehen. Ich habe aber am Abend vorher den fünf Negern, die bis zum Schluß bei mir aushielten, je eine Ecke eines Bogens Papiers gegeben. Den weisen sie mir am nächsten Morgen vor, so daß den Treuen eine Belohnung zuteil wird.

Froh war das Gefühl, nun endlich daheim zu sein. Nach 33 Tagen habe ich mein eigenes Zimmer, mein eigenes Bett wieder. Heimatliche Stimmung umgibt uns, als am nächsten Morgen die deutschen Herren des Ortes zu meiner Begrüßung erscheinen und wir auf treue Kameradschaft für die nächsten drei Jahre trinken.

Eine Elefantenjagd in Britisch-Zentral-Afrika. Am Mwansa-Flusse.

Es war mir bekannt geworden, daß von der portugiesischen Grenze eine Anzahl größerer Elefanten auf das englische Gebiet gewechselt war, und diesen galt mein Ausflug. Ich brach mit sechzehn Trägern vom Chikundastamme auf, die mich in einer Maschila (Hängematte), dem landesüblichen Transportmittel, nach meinen Jagdgründen tragen sollten. Außerdem begleitete mich eine Anzahl Träger für meine Lasten. Bei Chiromo kreuzten wir den Schirefluß, dort, wo der Ruo in diesen einmündet. Der Weg führte uns am Westufer des Schire entlang.

Zunächst schien die Reise unter einem Unglücksstern zu stehen. Bei Kaombe, einer großen, 5 Kilometer von Chiromo entfernt liegenden Baumwollplantage, brach der alte, morsche Bambusstab der Hängematte. Ich mußte einige Träger nach meiner Faktorei zurücksenden, um eine andere Hängematte als Ersatz holen zu lassen. Der Leiter der genannten Plantage hatte die Liebenswürdigkeit, mich zum Lunch einzuladen, so daß die Wartezeit sehr schnell verging. Um zwei Uhr nachmittags kam die Ersatzmaschila an. Wir folgten nun dem Schirefluss in nördlicher Richtung. Zahllose Krümmungen des rasch fließenden Wassers konnten wir durch Benutzung der Negerpfade abkürzen.

Meine Absicht war, am ersten Tage Makwiras Dorf M'chenga

zu erreichen, aber der Unfall mit der Maschila hatte die Dispositionen umgeworfen, und ich kam nur bis Mirinjirijiri. In diesem Dorfe ließ ich eine Kaffernhütte ausräumen, reinigen und vor allem das offene Feuer in derselben auslöschen, da der Rauch auf die Augen des Europäers ungemein schmerzhaft wirkt. Das mitgenommene zusammenklappbare Campbett wurde in dieser Hütte aufgeschlagen, ich befestigte darüber das Moskitonetz und ging um elf Uhr abends schlafen, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß alle Lasten inzwischen angekommen waren. Am nächsten Morgen waren wir mit dem ersten Hahnenschrei wach.

Mit dem Erscheinen der Sonne über den im Osten gelegenen Cholo-Bergen gegen sechs Uhr war die Kolonne wieder marschbereit. Wir verließen das freundliche Dorf. Der Weg führte uns hart an dem Ufer des Schireflusses entlang. Als mein Gewehrträger an der Spitze plötzlich die Expedition halten ließ, sprang ich aus der Hängematte. Man zeigte mir die frische Fährte eines Löwen, der an diesem Morgen hier zum Wassertrinken gegangen war. Wir gingen der Fährte nach, mußten es aber bald aufgeben, ihr zu folgen, da das Suchen im Schilfe zu viel Zeit in Anspruch nahm und ich doch die erste Etappe, M'chenga, bald erreichen wollte.

Um neun Uhr morgens betrat ich die „Residenz" Makwiras. Dieser Neger ist einer der ersten Häuptlinge des Protektorates und bezog bis jetzt von der Regierung als selbständiger „König" eine Jahresunterstützung von 175 Sterling gleich 3500 Mark. Sein Vater Chiputula war ein Makololo, von Livingstone in den fünfziger Jahren als Träger mit aus dem Barotse-Lande gebracht.

Er empfing mich auf „aristokratische" Art. Eine alte, ihm wahrscheinlich geschenkte Schiffsglocke ließ er läuten. Eine große Anzahl seiner vielen Weiber kamen unter Führung seines Hauptweibes herbei, um mich zu begrüßen. Makwira war bei meinem Eintreffen in ein um die Schultern geworfenes Tuch gekleidet. Bald darauf aber zog er sich um und erschien in einem tadellos gebügelten europäischen Anzug! Ein ihm vom Gouverneur geschenkter abgelegter Zylinder vervollständigte das komische Bild. Als Geschenke brachte ich 50 Meter Kattundrucke, eine Flasche Whisky und zwei Flaschen Wein mit. Makwira versteht zu lesen und zu schreiben und spricht auch ein wenig englisch. Ich sprach natürlich nur in der dort vorherrschenden Negersprache „Chimang'anja" mit ihm.

Bei Makwira desertierten mir sechs meiner Träger vom Chikundastamme, die ich zum Transport meiner Lasten engagiert

hatte. Wahrscheinlich lockte sie frisch bereitetes Maisbier, das sie den Strapazen des noch vor uns liegenden Marsches vorzogen. Makwira jedoch half mir gegen einige weitere Geschenke bereitwilligst aus der Verlegenheit, indem er sechs seiner Dorfbewohner befahl, mit mir zu gehen. Außerdem gab er mir einen seiner Unterhäuptlinge mit, namens Bendoa. Jetzt war ich allerdings fein heraus. Dieser Bendoa, etwa 25 Jahre alt, ein hübscher, stark und muskulös gebauter Neger, war sozusagen die Visitenkarte Makwiras. In allen Dörfern kamen die Häuptlinge an die Maschila und begrüßten mich; alle Neger waren überall sehr bereit, mich zu unterstützen — auf Befehl Makwiras. Hätte ich diesem bedeutenden Häuptlinge nicht den ihm gebührenden Respekt und Tribut gezollt, so hätte ich in allen Dörfern einen passiven Widerstand gefunden. Bendoa war mein Gewehrträger, worauf er sehr stolz zu sein schien. Interessant war es zu beobachten, wie das Gerücht meines Kommens sich schnell weiterverbreitete. Sämtliche Dörfer, die an meinem Wege lagen, wußten im voraus, daß ich kommen würde. Es ging schier schneller als die drahtlose Telegraphie.

Wir brachen um zwei Uhr nachmittags von Makwiras Dorf auf und setzten unsern Weg in nördlicher Richtung fort. Alles, was ich von den Elefanten wußte, war, daß sie zuletzt am Mwansa-Flusse gesehen worden waren.

Am Mittag dieses Tages kam ich in Jikodas Dorf an. Jikoda, der Häuptling des Dorfes, war sehr freundlich gesinnt. (Er hatte bereits den Somalifeldzug der Engländer mitgemacht.) Er erzählte mir, daß die Elefanten zuletzt zwischen dem Mwansa- und dem „Nkombedziwa Fodya-Flusse“ gesehen worden waren, nur einige Stunden von seinem Dorfe entfernt. Ich ließ daher für den ganzen Nachmittag Rast machen, beschloß aber, die Gelegenheit zu benutzen, das Terrain auf Elefantenfährten zu rekognoszieren. Um zwei Uhr betraten wir den dichten Wald und fanden bald einige Fährten, die ein bis zwei Tage alt waren. Ich nahm nun einige der intelligentesten Neger mit, um weitere Anzeichen der Gegenwart dieser mächtigen Tiere zu suchen. Um vier Uhr trafen wir auf eine größere Wasserpfütze. Ich ließ hier haltmachen und wollte ins Dorf Jikodas zurückkehren, da die Dunkelheit um sechs Uhr eintrat. Einige Neger schickte ich auf dem direkten Wege zurück. Für das Abendbrot wollte ich noch eine Antilope schießen, weshalb ich mit acht Negern abseits ging, um auf dem Heimwege zu birschen. Bald sprang ein Buschbock (tragelaphus scriptus) auf.

Eifrig waren wir dabei, die Fährte auszumachen; die Neger untersuchten Halm für Halm, da erblickte ich in etwa sechshundert Meter Entfernung einen alten Elefantenbullen. Er kam auf die Wasserstelle zu, um dort zu trinken. „Njobvu, njobvu oku" (ein Elefant, dort!) rief ich, indem wir uns alle niederwarfen. Aber hast-dunicht-gesehen, sämtliche Neger, die ich zum Heimschaffen der zu erlegenden Antilope mitgenommen hatte, waren verschwunden, bis auf Bendoa. Diese Bangbüxen! Wir beide blieben an der Wasserstelle und erwarteten den Elefanten, der in full speed*) auf uns zukam. Ich bemerke, daß die älteren Elefantenbullen sich meistens von der Herde absondern und ihre Wege allein gehen.

Bendoa und ich standen in guter Deckung. In Gedanken beschäftigte ich mich schon mit dem Gewichte der mächtigen Zähne. Das gewaltige Tier kam immer näher, 400 Meter, 300 Meter, 200 Meter, immer näher und näher, hier und da stillstehend und mit seinem Rüssel Zweige und Blätter von den Bäumen reißend. Das Tier witterte uns nicht, denn der Wind war uns günstig. 100 Meter. Ich mußte mich beherrschen, nicht schon jetzt zu schießen, da ich in der gefahrvollen Position nicht „missen" oder den Elefanten nur verwunden wollte. 80 Meter, ich erhebe langsam meine Büchse, neun Millimeter Mauser mit Vollmantelgeschossen, 60 Meter, der Finger geht an den Abzug, 40 Meter, ich lege an, 20 Meter — da kracht der Schuß. Ich kam zwischen den beiden Augen auf dem Rüsselansatze ab. Der letzte Elefant, den ich geschossen und an derselben Stelle getroffen hatte, fiel sofort hin; — in der kolossalen Spannung, in der ich mich befand, schoß ich schlecht, und das Geschoß schlug ein bis zwei Zentimeter zu tief ein, den ganzen Oberkiefer des armen, überraschten Tieres zersplitternd. Nun erwartete ich einen Angriff, wie ich es auf einigen früheren Elefantenjagden erfahren hatte, aber der waidwunde Elefant schien schon genug Bekanntschaft mit der tückischen Feuerwaffe gemacht zu haben; vor Schmerz tutend, drehte er sich um und entfloh. Bendoa und ich nach, im Trab. Die starke Schweißfährte zeigte uns den Weg. Nach ungefähr 1000 Metern sehen wir ihn wieder. Er steht auf einem Flecke, die Ohren erregt hin und her schlagend.

Auf allen Vieren schleichen Bendoa und ich uns heran. In vielleicht fünfzehn Minuten, für mich eine Ewigkeit, kommen wir an den Elefanten auf etwa 30 Meter Entfernung heran. Ich lege meine Büchse auf den niedrigen Ast eines Baumes und warte des

*) In vollem Lauf.

Augenblicks, wo der „Njobvu", der mit seinen zwei Metern im Durchschnitt messenden Ohren noch hin und her schwappte, diese nach vorn bewegte; denn das Tier drehte mir die Flanke zu. Im richtigen Moment steche ich die Büchse ab und das Geschoß durchbohrt die Decke*) dort, wo der äußere Ohrrand diese berührt und trifft das Herz. Lautlos fällt das mächtige Tier und ist sofort tot. — Ich untersuchte die nach oben liegende Seite der Decke und fand sechs eiternde Schußwunden. Der eine Stoßzahn hatte zwei Streifschüsse, während der andere durch den Fall tief in die harte Erde eingebohrt war. Also acht Schüsse auf einer Seite — die unten liegende konnte ich natürlich nicht sehen, da es fast unmöglich war, das majestätische Tier umzudrehen —, aber sicher werden da auch noch verschiedene Schüsse gewesen sein. Jeder, der in der Gegend gejagt hatte, wird versucht haben, seine Kugel auf dies alte Tier abzugeben. Aber, wie Bendoa mir erzählte, sitzen diese sogenannten Elefantenjäger meistens abends auf den Bäumen in der Nähe von Wasserstellen; kommen die Tiere nun, dann geben sie aus vier bis zehn Flinten mit ihren Helfershelfern ein Salven- und Schnellfeuer ab und schießen die armen Tiere nur waidwund. Oft sitzen diese „Elefantenjäger" dort vergebens, wenn der Wind den Tieren die Anwesenheit dieser Leute anzeigt.

Nein, ich finde die Befriedigung meiner Jagdleidenschaft nur darin, dem Tiere offen entgegenzutreten, Kraft gegen Kraft. Und meine Kraft liegt im Schießen. In der Tat gibt es nur wenige Afrikaner, die wie ich sagen können, vier Elefanten mit fünf Schüssen gestreckt zu haben. Den ersten Elefanten schoß ich auf etwa acht Meter, den zweiten wohl auf vierzig, den dritten auf etwa fünfzehn und diesen auf zwanzig bis dreißig Meter Entfernung. Aber ich will mich nicht damit brüsten, da mir ein solches Jagen selbstverständlich erscheint; nur will ich sagen, daß ich jedes Tier, das ich jage und verwunde, auch verfolge und töte, soweit es in meiner Macht steht. Und nun diese elenden sogenannten „Sportsmen", die ein Salvenfeuer auf ein hilfloses Tier aus sicherem Versteck richten und es nur verwunden, nicht wagend, das Tier zu verfolgen und ihm gegenüberzutreten! Mich ekelten diese eiternden Schußwunden an — der Elefant wirft mit seinem Rüssel Sand über seinen Körper, und auf diese Weise kommt Schmutz in die Schußwunden —. Der Regierung gegenüber habe ich meinem Ärger in kräftigen Worten Luft gemacht.

*) Das Fell des Elefanten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zum erlegten Elefanten zurück. Ich muß sagen, ich habe viel Glück gehabt, obgleich der Jagdausflug mit Pech anfing. An diesem Nachmittage schon einen Elefanten zu schießen, war mir kaum in den Sinn gekommen, da ich erst den nächsten Tag zum Aufspüren der Herde benutzen wollte. Bendoa und ich flöteten und riefen die weggelaufenen Neger heran, und bald erschienen sie auch, furchtsam, einer nach dem andern. Als sie aber den toten Elefanten sahen, zeigten sie ihre große Freude durch einen übermütigen Negertanz, indem sie mit beiden Händen klatschten und mit den Füßen stampften. Die Freude war sehr groß über . . das viele, viele Fleisch und über die ihnen nun ersparten weiteren Strapazen. Es wurde Abend inzwischen. Wir gingen nach dem Dorfe zurück. Als meine Lastenträger, die zurückgeblieben waren, von dem Erfolge hörten, stürzten sie mir aus dem Dorfe entgegen und ließen sich's nicht nehmen, den andern meine Hängematte abzunehmen. Unter Gejohle und Geschrei, die andern Dorfbewohner dadurch aufmerksam machend, trugen sie mich ins Dorf. In ihrem Übermute wollten sie mich nicht aus der Maschila herauslassen; einer rief: „Padzagolla, bambuye" (vorwärts, rückwärts), und so wurde ich von den albernen Negern vor- und rückwärts getragen. Ich ließ sie gewähren, machte gute Miene zum bösen Spiel und amüsierte mich dabei.

Am nächsten Morgen waren wir alle schon früh munter. Bald gingen wir in Begleitung der Dorfbewohner, vor allem der Dorfjugend, in den Wald zurück. Den Weg zum Elefanten fanden wir leicht, da wir am Abend vorher auf der Rückkehr nach dem Dorfe Grashalme und Zweige eingeknickt hatten. Wie aber staunten wir, als wir den Platz, auf dem der erlegte Elefant lag, ringsherum völlig zerstampft sahen. An demselben Morgen waren Elefantenherden dort gewesen und hatten ihren toten Kameraden zum letzten Male beschnuppert. Wir konnten es deutlich an den Fußspuren sehen.

Jetzt begann die mühevolle Arbeit des Ausbrechens der wertvollen Stoßzähne, von denen der eine 43 Pfund und der andere 47 Pfund wog. Das Aufbrechen des Schädels nahm etwa drei Stunden in Anspruch. Währenddessen waren andere Neger damit beschäftigt, den Körper auszuwirken. Das Fett des Elefanten, das um die Nieren und um das Herz sitzt, wurde an Ort und Stelle ausgekocht und gesalzen. Es diente mir später als Bratenfett und wird als große Delikatesse geschätzt. Den Schwanz ließ ich abschneiden, um die Schwanzborsten zu Armbändern verarbeiten zu lassen.

Die Neger pflegen sieben bis zehn dicke Borsten nebeneinanderzureihen und verbinden diese dann mit Silberfiligran. Ein eigenartiges Schloß wird aus demselben Metall hergestellt. Ferner wurden die Füße hoch abgehauen und ausgehöhlt. Sie sollen mir in der Heimat als Schirmständer oder Papierkörbe dienen.

Nachmittags war die ganze Arbeit getan. Wir übernachteten noch einmal im Dorfe Zikodas, dessen Einwohnern ich das Fleisch des Elefanten schenkte, nachdem eine Anzahl Männer des Dorfes verpflichtet worden waren, mit mir zu gehen, um die Füße, die Zähne usw. nach Hause zu tragen. Den nächsten Tag benutzten wir zum Rückmarsche und langten abends in Makwiras Residenz wieder an. Als ich hier eintraf, hörte ich zu meinem Bedauern, daß dieser „Fürst" zwei Tage vorher nach dem Wohnsitz des Regierungsvertreters in Chikwawa gereist war, um sich ebenfalls einen Jagdschein für Elefanten zu lösen. Es ist den Negern im allgemeinen nicht erlaubt, zu jagen, aber dem einflußreichen Makwira wurde solche Bitte nicht abgeschlagen. Er hatte schon unterwegs von meinem Waidmannsheil gehört und beeilte sich, in seine Residenz zurückzukehren. Ich mußte indessen einen ganzen Tag auf ihn warten und vertrieb mir die Zeit damit, einige Wasser- und Riedböcke (cobus ellipsiprymnus resp. cervicapra arundinum) zu jagen. Endlich, gegen fünf Uhr, kam Makwira zurück, hocherfreut über das ihm mitgebrachte Elefantenfleisch und das Fleisch der am Morgen erlegten Antilopen. Der Rüssel, das Privileg eines jeden Häuptlings, wurde ihm natürlich nicht vorenthalten.

Der nächste Tag sah mich wieder daheim in meiner Faktorei. Die Engländer kamen herbei, um die Trophäen zu photographieren. Leider kann ich nun im englischen Gebiete für die Zeit bis zum 31. März n. J. einen dritten Elefanten nicht mehr jagen; denn der mit 500 Mark zu bezahlende Jagdschein erlaubt nur das Schießen zweier männlicher Elefanten (deren Zähne über fünf Kilogramm wiegen müssen) während eines Jahres. Ich denke aber, nach dem benachbarten portugiesischen Gebiet eine Jagdexpedition zu unternehmen, um dort einige weitere Trophäen zu erbeuten. Ein Jagdschein kostet dort jetzt 30 Sterling gleich 600 Mark für ein Jahr; doch darf man dafür eine unbeschränkte Anzahl Elefanten im Gebiete der „Companhia da Zambezia" erlegen.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Geschenk-Ausgabe
Deutsche Jugendbücherei

Jeder Band
ist **160 Seiten** stark und mit **fünf farbigen Bildern** versehen.

Erster Sammelband.

Deutsche Heldensagen.

Inhalt: Siegfried. — Kriemhilds Rache. — Gudrun. — Dietrich von Bern und seine Gesellen. — König Dietrich von Bern.

Zweiter Sammelband.

Junge Helden.

Inhalt: Johanna Spyri: Peppino. — Hermine Villinger: Eingesteigert, 's Büebli. — Ernst Zahn: Die Geschwister, Der Geiß-Christeli. — Adolf Schmitthenner: Die Frühglocke — Der Ad'm, Friede auf Erden.

Dritter Sammelband.

Aus dem wilden Westen.

Inhalt: O. Wister: Der Apachenüberfall, Erwin Rosen: Wie der Wurm sich krümmte. — Anton von Perfall: Jack. — Ch. Sealsfield: In der Prärie verirrt. — Der Kampf ums Blockhaus.

Vierter Sammelband.

Seeabenteuer.

Inhalt: R. v. Werner: Eine erste Seereise. — J. W. Nylander: Der fliegende Holländer, Pussy. — Friedrich Gerstäcker: Der Schiffszimmermann. — Johannes Wilda: Bei der Glockenboje. — Holger Drachmann: Sturmflut, Johannes Wilda: Auf der Borönner Platte.

Fünfter Sammelband.

Von kühnen Forschern.

Inhalt: Sven Hedin: Auf Schleichwegen durch Tibet. — Wilhelm Filchner: Unter Tibetern. — Fridtjof Nansen: Mit Schlitten und Kajak. — Im Winterlager. — Luftreisen.

Sechster Sammelband.

Schelmenstreiche.

Inhalt: Abenteuer der sieben Schwaben. — Till Eulenspiegel. — Die Schildbürger. — Bürger: Münchhausen. — Reineke Fuchs nach Simrock.

Siebenter Sammelband.

Lederstrumpfgeschichten.

Inhalt: Der Pfadfinder: I. Auf dem Oswego. II. Der Kampf auf den Tausendinseln. — Der letzte Mohikaner: I. Der Überfall auf der Felseninsel. II. Auf dem Kriegspfade.

Achter Sammelband.

Märchen.

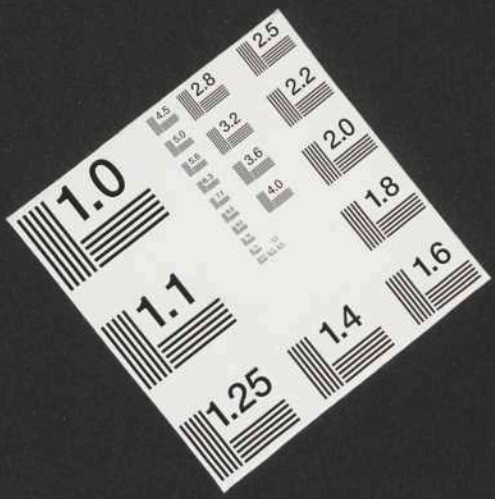
Inhalt: Chr. Andersen: Der Reisekamerad, Die kleine Seejungfer. — Däumelinchen, Ole Luk Oie, Die wilden Schwäne. — Wilhelm Hauff: Das Märchen vom falschen Prinzen, Die Sage vom Hirschgulden. — Das kalte Herz. — Das Gespensterschiff und andere Geschichten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hermann Hillger Verlag, Berlin W 9.

Deutsche Jugendbücherei

Herausgegeben von den Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften und vom Dürerbunde



Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

Nr. 64

Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig